

Kriminalität und Gesellschaft

Jan Starcke

# Nachbarschaft und Kriminalitätsfurcht

Eine empirische Untersuchung  
zum Collective-Efficacy-Ansatz  
im Städtevergleich



Springer VS

---

# Kriminalität und Gesellschaft

**Reihe herausgegeben von**

Stefanie Eifler, Eichstätt, Deutschland

In der Reihe »Kriminalität und Gesellschaft« werden Beiträge veröffentlicht, die ebenso an klassische wie an aktuelle Forschungsthemen einer Soziologie der Kriminalität anknüpfen und sich der theoretischen und/oder empirischen Analyse des sozialen Phänomens „Kriminalität“ widmen. Einen Schwerpunkt der Reihe bilden Studien, in denen theoriegeleitete empirische Analysen der Kriminalität vorgestellt werden. Von besonderem Interesse sind dabei Beiträge, in denen neue Kriminalitätsphänomene in den Blick genommen, neue theoretische Entwicklungen aufgegriffen, oder neue methodische Perspektiven einbezogen werden.

Weitere Bände in der Reihe <http://www.springer.com/series/12742>

---

Jan Starcke

# Nachbarschaft und Kriminalitätsfurcht

Eine empirische Untersuchung  
zum Collective-Efficacy-Ansatz im  
Städtevergleich

Jan Starcke  
Zentrum für Verfassungs- und  
Demokratieforschung  
Technische Universität Dresden  
Dresden, Deutschland

Diese Dissertation von Jan Philipp Starcke wurde unter dem Titel „Die Beziehung zwischen Kriminalitätsfurcht und kollektiver Wirksamkeit in „armen“ und „reichen“ Städten – Mehrebenenanalysen zur Generalisierbarkeit des collective efficacy-Ansatzes in Wuppertal und Stuttgart“ angenommen an der Fakultät Maschinenbau und Sicherheitstechnik der Bergischen Universität Wuppertal, 2018. Die empirische Untersuchung wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 13N13203 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt beim Autor.

ISSN 2566-9559

ISSN 2567-0034 (electronic)

Kriminalität und Gesellschaft

ISBN 978-3-658-25906-8

ISBN 978-3-658-25907-5 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-25907-5>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

## Danksagung

Die vorliegende Dissertationsarbeit habe ich während meiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit an der Bergischen Universität Wuppertal erstellt. Dort war ich von Juli 2014 bis August 2017 in dem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsprojekt „Aspekte einer gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt“ (VERSS) beschäftigt. Viele Menschen haben dazu beigetragen, dass diese Arbeit zustande kommen konnte, und dafür möchte ich mich hier recht herzlich bedanken.

Mein ausdrücklicher Dank gilt meinem Doktorvater, dem Leiter des Lehrstuhls für Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit Herrn Prof. Dr.-Ing. *Frank Fiedrich*. Ich bedanke mich für die umfangreiche und vertrauensvolle Betreuung meiner Promotion und für die Möglichkeit in verschiedenen Projekten am Lehrstuhl tätig sein zu dürfen. Ebenso bedanke ich mich bei meiner Zweitbetreuerin Frau Prof. Dr. *Stefanie Eifler*, der Lehrstuhlinhaberin für Soziologie und empirische Sozialforschung an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Durch ihre Gespräche und Anmerkungen fühlte ich mich jedes Mal sehr ermutigt auch bei methodischen Problemen nicht aufzugeben.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. *Tim Lukas* von der Bergischen Universität Wuppertal. Ohne seine immense Förderung, persönliche Unterstützung und fachliche Expertise wäre eine Durchführung der Arbeit kaum möglich gewesen. Für die gute Arbeitsatmosphäre im VERSS-Projekt möchte ich mich auch bei Frau Prof. Dr. *Rita Haverkamp* und Frau *Meike Hecker* bedanken, ebenso wie allen Kolleginnen und Kollegen am BUK. Vielen Dank auch an Martin Fischer von der TU-Dresden für die Hinweise zur Formatierung der Arbeit.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>1</b>
1.1	Gegenstand und Ziele der Arbeit	5
1.2	Gang der Untersuchung und Aufbau der Arbeit	6
<b>2</b>	<b>Methodische Vorüberlegungen</b>	<b>9</b>
2.1	Was sind Kontexteffekte?	9
2.2	Welchen Mehrwert haben städtevergleichende Untersuchungen?	12
<b>3</b>	<b>Theoretische Grundlagen der Untersuchung</b>	<b>15</b>
3.1	Kriminalitätsfurcht als mehrdimensionales Konstrukt	15
3.1.1	Affektive Dimension	16
3.1.2	Kognitive Dimension	17
3.1.3	Konative Dimension	17
3.2	Soziales Kapital und kollektive Wirksamkeit	18
3.2.1	Der Ansatz der sozialen Desintegration	20
3.2.2	Der collective efficacy-Ansatz	21
3.3	Alternative Erklärungsansätze zur Kriminalitätsfurcht	29
3.3.1	Der Disorder-Ansatz	31
3.3.2	Der Viktimisierungsansatz	34
3.3.3	Der Generalisierungsansatz	35
3.3.4	Der Soziale-Probleme-Ansatz	36
<b>4</b>	<b>Empirischer Forschungsstand</b>	<b>37</b>
4.1	Kriminalitätsfurcht und kollektive Wirksamkeit	37
4.2	Alternative Prädiktoren der Kriminalitätsfurcht	42
4.3	Prädiktoren der kollektiven Wirksamkeit	47
<b>5</b>	<b>Beschreibung der Untersuchungsstädte</b>	<b>51</b>
5.1	Wuppertal	51
5.2	Stuttgart	56
5.3	Sozialstruktur im Städtevergleich	61
5.4	Kriminalitätsbelastung im Städtevergleich	63

<b>6</b>	<b>Systematisierung, theoretisches Modell und Hypothesen .....</b>	<b>69</b>
6.1	Theoretisches Zusammenhangsmodell zwischen Kriminalitätsfurcht und kollektiver Wirksamkeit .....	69
6.2	Hypothesen.....	73
<b>7</b>	<b>Methode und Ablauf der Datenerhebung .....</b>	<b>75</b>
7.1	Das Projekt „Aspekte einer gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt“ (VERSS) .....	76
7.2	Konzeption und Durchführung der Bewohnerbefragung.....	78
7.2.1	Erhebungsinstrument.....	78
7.2.2	Stichprobenkonstruktion .....	80
7.2.3	Realisierte Stichprobe.....	91
<b>8</b>	<b>Statistische Methoden der Datenanalyse.....</b>	<b>99</b>
8.1	Mehrebenenanalyse.....	99
8.1.1	Vorteile der Mehrebenenanalyse .....	100
8.1.2	Das vollständig unconditionierte Modell.....	104
8.1.3	Analysestrategie in dieser Untersuchung .....	106
8.2	Konfirmatorische Mehrgruppen-Faktorenanalyse.....	107
8.2.1	Messmodelle.....	108
8.2.2	Prüfung von Messinvarianz mit $\chi^2$ -Differenzentests.....	111
<b>9</b>	<b>Operationalisierung und deskriptive Statistik .....</b>	<b>115</b>
9.1	Abhängige Variablen.....	115
9.1.1	Affektive Dimension der Kriminalitätsfurcht.....	115
9.1.2	Kognitive Dimension der Kriminalitätsfurcht.....	119
9.1.3	Konative Dimension der Kriminalitätsfurcht .....	121
9.1.4	Zusammenführung der Ergebnisse.....	124
9.2	Unabhängige Variablen auf der Individualebene .....	126
9.2.1	Lokales Sozialkapital und kollektive Wirksamkeit.....	126
9.2.2	Incivilities .....	137
9.2.3	Persönliche und indirekte Viktimisierung.....	141
9.2.4	Zusammenführung der Ergebnisse.....	147
9.3	Unabhängige Variablen auf Stadtteilebene.....	149
9.3.1	Konzentrierte Benachteiligung .....	152
9.3.2	Residentielle Instabilität und Urbanisierungsgrad .....	153
9.3.3	Amtlich registrierte Kriminalitätsbelastung .....	155
9.3.4	Kollektive Wirksamkeit im Stadtteil.....	156

---

<b>10 Ergebnisse der Mehrebenenanalysen</b> .....	<b>167</b>
10.1 Einflussfaktoren der sozialen Kohäsion.....	172
10.1.1 Ergebnisse der Varianzzerlegung.....	172
10.1.2 Modellspezifikation.....	173
10.1.3 Ergebnisse der hierarchisch-linearen Modelle für Wuppertal und Stuttgart .....	174
10.2 Einflussfaktoren der informellen Sozialkontrolle .....	178
10.2.1 Ergebnisse der Varianzzerlegung.....	178
10.2.2 Modellspezifikation.....	179
10.2.3 Ergebnisse der hierarchisch-linearen Modelle für Wuppertal und Stuttgart .....	179
10.3 Einflussfaktoren des Unsicherheitsgefühls .....	186
10.3.1 Ergebnisse der Varianzzerlegung.....	186
10.3.2 Modellspezifikation.....	187
10.3.3 Ergebnisse der hierarchisch-linearen Modelle für Wuppertal und Stuttgart .....	187
10.4 Einflussfaktoren der Risikoperzeption .....	195
10.4.1 Ergebnisse der Varianzzerlegung.....	195
10.4.2 Modellspezifikation.....	195
10.4.3 Ergebnisse des hierarchisch-linearen Modells für Wuppertal.....	196
10.4.4 Ergebnisse der Regressionsanalyse für Stuttgart .....	199
10.5 Einflussfaktoren des Schutz- und Vermeideverhaltens .....	201
10.5.1 Ergebnisse der Varianzdekomposition .....	201
10.5.2 Modellspezifikation.....	201
10.5.3 Ergebnisse der hierarchisch-linearen Modelle für Wuppertal und Stuttgart .....	202
<b>11 Schlussbetrachtung</b> .....	<b>209</b>
11.1 Diskussion der Ergebnisse und Fazit.....	209
11.2 Limitationen der Studie und Ausblick für die zukünftige Forschung .....	218
<b>Anhang</b> .....	<b>222</b>
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>269</b>

# Abbildungsverzeichnis

<b>Abbildung 1:</b>	Grundmodell soziologischer Erklärung.....	12
<b>Abbildung 2:</b>	Mehrdimensionalität der personalen Kriminalitätsfurcht.....	18
<b>Abbildung 3:</b>	Das Modell von Sampson et al. (1997) .....	27
<b>Abbildung 4:</b>	Das Disorder-Modell.....	32
<b>Abbildung 5:</b>	SGB2-Empfängerquote in den Wuppertaler Stadtquartieren.....	54
<b>Abbildung 6:</b>	Migrantenanteil in den Wuppertaler Stadtquartieren .....	56
<b>Abbildung 7:</b>	SGB2-Empfängerquote in den Stuttgarter Stadtquartieren.....	59
<b>Abbildung 8:</b>	Migrantenanteil in den Stuttgarter Stadtquartieren.....	60
<b>Abbildung 9:</b>	Entwicklung der Gesamtkriminalität in den Untersuchungsstädten.....	65
<b>Abbildung 10:</b>	Entwicklung der Gewaltkriminalität in den Untersuchungsstädten.....	66
<b>Abbildung 11:</b>	Entwicklung des Wohnungseinbruchdiebstahls in den Untersuchungsstädten.....	67
<b>Abbildung 12:</b>	Theoretisches Zusammenhangsmodell zwischen kollektiver Wirksamkeit und Kriminalitätsfurcht .....	72
<b>Abbildung 13:</b>	Ablaufdiagramm der Arbeitsschritte der Untersuchung .....	75
<b>Abbildung 14:</b>	Stadtteilauswahl Wuppertal .....	88
<b>Abbildung 15:</b>	Stadtteilauswahl Stuttgart.....	88
<b>Abbildung 16:</b>	Mögliche Variablenzusammenhänge zwischen Kontext- und Individualebene .....	101
<b>Abbildung 17:</b>	Mögliche Beziehungen von Regressionskonstanten und –steigungen.....	102
<b>Abbildung 18:</b>	Schematische Darstellung einer konfirmatorischen Faktoren- analyse mit sechs manifesten und zwei latenten Variablen.....	110
<b>Abbildung 19:</b>	Unsicherheitsgefühl nach Alter und Geschlecht .....	117
<b>Abbildung 20:</b>	Häufigkeitsverteilungen der drei Dimensionen der Kriminalitätsfurcht im Städtevergleich.....	125
<b>Abbildung 21:</b>	Rangfolge der Perzeption von Incivilities im Städtevergleich.....	141
<b>Abbildung 22:</b>	Häufigkeitsverteilungen des lokalen Sozialkapitals und der kollektiven Wirksamkeit im Städtevergleich.....	147
<b>Abbildung 23:</b>	Räumliche Verteilung der informellen Sozialkontrolle in den Stadtteilen, Stichprobe Wuppertal .....	158
<b>Abbildung 24:</b>	Räumliche Verteilung der informellen Sozialkontrolle in den Stadtteilen, Stichprobe Stuttgart.....	159
<b>Abbildung 25:</b>	Hypothetisches Interaktionsmodell.....	222

# Tabellenverzeichnis

<b>Tabelle 1:</b>	Itemskalen zur Messung der collective efficacy bei Sampson et al. (1997).....	23
<b>Tabelle 2:</b>	Soziodemografische Kennwerte der Untersuchungsstädte .....	61
<b>Tabelle 3:</b>	Fragebogen-Module .....	79
<b>Tabelle 4:</b>	Bevölkerung, Fläche und Bevölkerungsdichte der Stadtteilstichprobe in Wuppertal .....	83
<b>Tabelle 5:</b>	Bevölkerung, Fläche und Bevölkerungsdichte der Stadtteilstichprobe in Stuttgart .....	85
<b>Tabelle 6:</b>	Oversampling in der Stadtteilstichprobe.....	87
<b>Tabelle 7:</b>	Differenzierung der Brutto-Stichproben nach erwarteten Rücklaufquoten.....	90
<b>Tabelle 8:</b>	Soziodemografische Kennwerte der Stichprobe und der Grundgesamtheit.....	91
<b>Tabelle 9:</b>	Auswertbare Fragebögen pro Stadtteil in Wuppertal .....	94
<b>Tabelle 10:</b>	Auswertbare Fragebögen pro Stadtteil in Stuttgart.....	95
<b>Tabelle 11:</b>	Prozentuale Anteile und Mittelwerte zum Unsicherheitsgefühl.....	116
<b>Tabelle 12:</b>	Itemskala „Risikoperzeption“ .....	119
<b>Tabelle 13:</b>	Messinvarianz der Itemskala „Risikoperzeption“ .....	120
<b>Tabelle 14:</b>	Prozentuale Anteile und Mittelwerte zur Risikoperzeption .....	121
<b>Tabelle 15:</b>	Itemskala „Schutz- und Vermeideverhalten“ .....	122
<b>Tabelle 16:</b>	Messinvarianz der Itemskala „Schutz- und Vermeideverhalten“ ....	123
<b>Tabelle 17:</b>	Prozentuale Anteile und Mittelwerte zum Schutz- und Vermeideverhalten.....	124
<b>Tabelle 18:</b>	Bivariate Korrelationen (r) der Kriminalitätsfurcht und der personalen Kriminalitätseinstellungen .....	126
<b>Tabelle 19:</b>	Itemskala „Soziale Integration“.....	126
<b>Tabelle 20:</b>	Itemskala „Soziale Kohäsion“.....	127
<b>Tabelle 21:</b>	Itemskala „Informelle Sozialkontrolle“ .....	128
<b>Tabelle 22:</b>	Modellvergleich zur Dimensionierung der Items zur kollektiven Wirksamkeit und zum lokalen Sozialkapital, Stichprobe Wuppertal .....	129
<b>Tabelle 23:</b>	Modellvergleich zur Dimensionierung der Items zur kollektiven Wirksamkeit und zum lokalen Sozialkapital, Stichprobe Stuttgart..	130

<b>Tabelle 24:</b>	Ergebnisse der konfirmatorischen Faktorenanalyse des Drei-Faktoren-Modells, Stichprobe Wuppertal .....	131
<b>Tabelle 25:</b>	Ergebnisse der konfirmatorischen Faktorenanalyse des Drei-Faktoren-Modells, Stichprobe Stuttgart .....	132
<b>Tabelle 26:</b>	Messinvarianz der Itemskalen des Drei-Faktoren-Modells.....	134
<b>Tabelle 27:</b>	Prozentuale Anteile und Mittelwerte zur sozialen Integration .....	135
<b>Tabelle 28:</b>	Prozentuale Anteile und Mittelwerte zur sozialen Kohäsion .....	136
<b>Tabelle 29:</b>	Prozentuale Anteile und Mittelwerte zur informellen Sozialkontrolle .....	137
<b>Tabelle 30:</b>	Itemskala „Incivilities“ .....	138
<b>Tabelle 31:</b>	Messinvarianz der Itemskala „Incivilities“ .....	139
<b>Tabelle 32:</b>	Itemskala „persönliche Viktimisierungserfahrungen“ .....	142
<b>Tabelle 33:</b>	Anzahl der persönlichen Viktimisierungen .....	143
<b>Tabelle 34:</b>	Rangfolge der Items zur persönlichen Viktimisierung, Stichprobe Wuppertal .....	144
<b>Tabelle 35:</b>	Rangfolge der Items zur persönlichen Viktimisierung, Stichprobe Stuttgart .....	144
<b>Tabelle 36:</b>	Itemskala „indirekte Viktimisierungserfahrungen“ .....	146
<b>Tabelle 37:</b>	Anzahl der indirekten Viktimisierungen.....	146
<b>Tabelle 38:</b>	Bivariate Korrelationen (r) der drei Dimensionen des lokalen Sozialkapitals .....	148
<b>Tabelle 39:</b>	Ergebnisse der explorativen Faktorenanalyse mit den Kontextdaten, Stichprobe Wuppertal .....	150
<b>Tabelle 40:</b>	Ergebnisse der explorativen Faktorenanalyse mit den Kontextdaten, Stichprobe Stuttgart .....	151
<b>Tabelle 41:</b>	Itemkennwerte des Faktors „konzentrierte Benachteiligung“ .....	153
<b>Tabelle 42:</b>	Itemkennwerte der Kontextvariable „residielle Instabilität“ .....	154
<b>Tabelle 43:</b>	Itemkennwerte der Kontextvariable „Bevölkerungsdichte“ .....	154
<b>Tabelle 44:</b>	Itemkennwerte der Kontextvariable „registrierte Kriminalitätsbelastung“ .....	156
<b>Tabelle 45:</b>	Itemkennwerte der Kontextvariable „soziale Kohäsion“ .....	157
<b>Tabelle 46:</b>	Itemkennwerte der Kontextvariable „informelle Sozialkontrolle“ ..	157
<b>Tabelle 47:</b>	Bivariate Korrelationen (r) der Kontextvariablen.....	160
<b>Tabelle 48:</b>	Gesamtübersicht der Operationalisierung.....	161
<b>Tabelle 49:</b>	Statistische Kennwerte der Untersuchungstichprobe für Wuppertal und Stuttgart .....	170
<b>Tabelle 50:</b>	Ergebnisse des Nullmodells für die soziale Kohäsion.....	173
<b>Tabelle 51:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zur sozialen Kohäsion, Stichprobe Wuppertal .....	176

---

<b>Tabelle 52:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zur sozialen Kohäsion, Stichprobe Stuttgart .....	177
<b>Tabelle 53:</b>	Ergebnisse des Nullmodells für die informelle Sozialkontrolle.....	178
<b>Tabelle 54:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zur informellen Sozialkontrolle, Stichprobe Wuppertal .....	182
<b>Tabelle 55:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zur informellen Sozialkontrolle, Stichprobe Stuttgart .....	184
<b>Tabelle 56:</b>	Ergebnisse des Nullmodells für das Unsicherheitsgefühl .....	186
<b>Tabelle 57:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zum Unsicherheitsgefühl, Stichprobe Wuppertal .....	191
<b>Tabelle 58:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zum Unsicherheitsgefühl, Stichprobe Stuttgart .....	193
<b>Tabelle 59:</b>	Ergebnisse des Nullmodells für die Risikoperzeption.....	195
<b>Tabelle 60:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zur Risikoperzeption, Stichprobe Wuppertal .....	198
<b>Tabelle 61:</b>	Ein-Ebenen-Regression zur Erklärung der Risikoperzeption, Stichprobe Stuttgart .....	200
<b>Tabelle 62:</b>	Ergebnisse des Nullmodells für das Schutz- und Vermeideverhalten.....	201
<b>Tabelle 63:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zum Schutz- und Vermeideverhalten, Stichprobe Wuppertal.....	204
<b>Tabelle 64:</b>	Hierarchisch-lineare Mehrebenenanalyse zum Schutz- und Vermeideverhalten, Stichprobe Stuttgart.....	206
<b>Tabelle 65:</b>	Bestätigte und verworfene Hypothesen zur Erklärung von Kriminalitätsfurcht.....	216
<b>Tabelle 66:</b>	Bestätigte und verworfene Hypothesen zur Erklärung der kollektiven Wirksamkeit .....	217

# 1 Einleitung



Sicherheit und Unsicherheit sind innerhalb von Städten nicht gleich verteilt. In vielen Städten gibt es Kriminalitätsschwerpunkte („Hot-Spots“) oder zumindest Orte, die von den Bürgerinnen und Bürgern<sup>1</sup> als besonders unsicher empfunden werden. In der kommunalpolitischen Diskussion werden die betreffenden Straßenzüge und Plätze mitunter als „Angsträume“ bezeichnet (Ruhne 2011). Unterschiede im Sicherheitsniveau zwischen verschiedenen städtischen Gebieten werden in steter Regelmäßigkeit im Rahmen von kriminologischen Regionalanalysen festgestellt, und sind vielfach in Kriminalitätsatlanten kartiert und dokumentiert worden (siehe z.B. LKA Berlin 2014). Die Frage, welche Bedeutung dem Wohnumfeld für die Entstehung von Kriminalität zukommt ist bereits seit den Anfängen der Kriminalgeografie zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein wissenschaftliches Forschungsthema (Albrecht 1993; Guerry 1833). Wohngebiete können sehr unterschiedlich gestaltet sein – vom Dorf bis zur Großstadt, vom gutsituierten Villenviertel bis zum Sozialwohnungsbau – und sich entsprechend unterschiedlich auf verschiedene Aspekte der objektiven als auch der subjektiv empfundenen Sicherheit im Wohngebiet auswirken. In empirischen Studien wurden Einflüsse der sozialräumlichen Umgebung des Wohngebiets (so genannte Kontexteffekte, Kapitel 2.1.) u.a. auf die Häufigkeit von Gewaltdelikten (Bursik/Grasmick 1993; Sampson/Groves 1989), persönliche und indirekte Viktimisierungen (Opfererlebnisse) (Lüdemann/Peter 2007), Kriminalitätsfurcht (u.a. Oberwittler 2008) und das Auftreten von urbanen Disorder-Phänomenen (Häfele 2013) festgestellt.

Stadtteile stellen für die Menschen die in ihnen leben, arbeiten oder aufwachsen zweifellos einen relevanten Teil ihrer Lebenswelt dar und bilden „one of several ‚zones‘ of influence that shape individuals‘ sense the world beyond their immediate selves and family units“ (Swatt et al. 2013: 1). Die Wohnumgebung bildet den sozialen und physischen Kontext für soziale Interaktionen zwischen Bewohnern, welche eine wichtige Rolle im Zusammenhang mit der Herausbildung von sozialem Kapital einnehmen. Soziales Kapital bezeichnet allgemein die nutzbaren Ressourcen in Verbindungen zwischen Menschen (Coleman 1988: 98). Zu den Dimensionen des „lokalen“ Sozialkapitals von Wohngebieten gehören u.a. das wechselseitige Vertrauen zwischen Nachbarn, Solidarität, Reziprozität, übereinstimmende Normen und Werte, soziale Kohäsion und das Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinschaft. Dem Konzept des sozialen Kapitals wird in der kriminologi-

---

<sup>1</sup> Im weiteren Verlauf wird zur Vereinfachung grundsätzlich die männliche Form verwendet, die weibliche Form ist hier als mit einbezogen zu verstehen.

schen und kriminalsoziologischen Forschung eine zentrale Bedeutung bei der Prävention von Kriminalität und der Herstellung von Sicherheit beigemessen (Hermann 2009). Gemessen an seiner Rezeption hat sich dabei in den vergangenen zwei Dekaden das Konzept der kollektiven Wirksamkeit (*collective efficacy*, u.a. Sampson 2006, 2012; Sampson/Raudenbush 1999; Sampson et al. 1997) als der wohl erfolgreichste Ansatz zur Untersuchung des sozialen Kapitals von Stadtvierteln behauptet (Friedrichs/Oberwittler 2007: 467).

Der *collective efficacy*-Ansatz geht auf die klassische Theorie der sozialen Desorganisation der frühen Chicagoer Schule von Shaw und McKay (1969[1942]) zurück und ist primär auf die Erklärung von informeller Sozialkontrolle<sup>2</sup> innerhalb der Nachbarschaft ausgerichtet, d.h. die von Bewohnern im öffentlichen Raum ihres Wohnumfeldes ausgeübten Kontrollaktivitäten, z.B. in Form von Überwachung, Supervision oder des Einschreitens bei beobachtetem Fehlverhalten (insbesondere von Kindern und Jugendlichen) (Kornhauser 1978; Oberwittler 2013; Sampson et al. 1997). Die Grundidee der kollektiven Wirksamkeit ist, dass sich die Bewohner eines Stadtviertels immer dann erfolgreich für das gemeinschaftliche Wohl und gemeinschaftliche Ziele ihrer Nachbarschaft einsetzen (wie z.B. eine möglichst kriminalitätsfreie Umgebung), wenn eine Basis wechselseitigen Vertrauens und verbindender Werte unter den Nachbarn existiert. Als *collective efficacy* bezeichnen Sampson und Raudenbush (1999: 613) dabei „the linkage of cohesion and mutual trust with shared expectations for intervening in support of neighborhood social control“. Unter dem Begriff des Vertrauens (*trust*) werden ganz allgemein die Erwartungen in andere Personen verstanden, dass diese sich normenkonform, fair und ehrlich verhalten werden (Uslaner 2008). Das Konzept der kollektiven Wirksamkeit bezieht sich dabei in erster Linie auf das generalisierte Vertrauen von Bewohnern, d.h. auf deren grundsätzliche Vertrauensbereitschaft in andere Personen (hier: die Bewohner der eigenen Nachbarschaft), bei welcher es nicht zwangsläufig einer engeren persönlichen Beziehung zu den Vertrauensnehmern bedarf.<sup>3</sup> Mit sozialer Kohäsion (*cohesion*) wird allgemein der soziale Zusammenhalt in der Bürger- und Zivilgesellschaft bezeichnet. Sie ist dort gegeben, wo sich Menschen kennen, einander vertrauen und ein gemeinsames Verständnis über Normen- und Werte teilen (Sampson et al. 1997; Ziegler et al. 2011: 70).

---

<sup>2</sup> Im Unterschied zu den formellen, institutionalisierten Formen der sozialen Kontrolle, vor allem durch staatliche Instanzen wie z.B. Polizei, Justiz oder Jugendamt, wie aber auch durch kommerzielle Sicherheitsdienste, handelt es sich bei der informellen Sozialkontrolle um Kontrollaktivitäten innerhalb von Primärgruppen (z.B. Familie, Nachbarschaft, *peer-group*) oder Sekundärgruppen (z.B. Schulen, Betriebe, Parteien), deren Ziel darin besteht ihre Mitglieder zur Konformität mit allgemein gebilligten Verhaltensnormen anzuhalten (Menzel/Wehrheim 2010: 510).

<sup>3</sup> Partikularisiertes Vertrauen bezeichnet hingegen das Vertrauen zu Personen, die man persönlich kennt und mit denen man einer geschlossenen Gruppe angehört („In-Group“-Vertrauen) (Petermann 2013: 15).

Erstmals angewendet und empirisch überprüft wurde der Ansatz 1995 im Rahmen der Bewohnerbefragung des „Project on Human Development in Chicago Neighborhoods“ (PHDCN) (Sampson et al. 1997), bei dem es sich um eines der bislang aufwendigsten und größten empirischen Forschungsprojekte im Bereich der Stadt- und Kriminalsoziologie handelt (Friedrichs/Oberwittler 2007: 468).<sup>4</sup> Das zentrale Ergebnis dieser Studie war, dass ein hohes Maß an kollektiver Wirksamkeit Gewaltkriminalität in Nachbarschaften verringern bzw. vorbeugen kann und die kollektive Wirksamkeit dabei einen wesentlichen Teil des Effektes struktureller Benachteiligungen auf die Häufigkeit von Gewaltdelikten vermittelt. Die Ergebnisse aus Chicago konnten auch im internationalen Kontext bestätigt werden, so z.B. in Stockholm, Schweden (Sampson/Wikström 2007), sowie im Folgenden in London, Großbritannien (Sutherland et al. 2013), Peterborough, Großbritannien (Wikström/Treiber 2009; Wikström et al. 2012), Brisbane, Australien (Wickes 2010) oder mit Blick auf Deutschland in Hamburg (Lüdemann/Peter 2007). Besonders die Befunde einiger städtevergleichender und dabei teilweise länderübergreifender Studien (u.a. Fay-Ramirez 2014; Gibson et al. 2002; Sampson/Wikström 2007) werden aufgrund des ihnen zugrunde liegenden komparativen Forschungsdesigns (siehe dazu genauer Kapitel 2.2.) als Beleg für eine hohe Generalisierbarkeit der Theorie über unterschiedliche städtische Kontexte betrachtet. Sampson und Wikström (2007: 98) bezeichnen die kollektive Wirksamkeit so etwa als einen sozialen Mechanismus zur Verhinderung von (Gewalt)Kriminalität innerhalb der Nachbarschaft „that transcend cultural and national boundaries“.

Das Konzept der kollektiven Wirksamkeit spielt vor allem in der aktuellen sozial-ökologischen Kriminalitätsforschung eine Rolle und wurde dagegen bislang eher selten als Prädiktor für kriminalitätsbezogene Unsicherheitsgefühle herangezogen (Häfele 2013: 49). Während hierzu aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum bereits einige Studien vorliegen (z.B. Brunton-Smith et al. 2014; Gibson et al. 2002; Yuan/McNeeley 2015) sind entsprechende Studien für deutsche Städte bislang eher die Ausnahme, so wie etwa die Hamburger Studie zu „Incivilities, Sozialkapital und Kriminalität“ (Häfele 2013, 2015; Häfele/Lüdemann 2006; Lüdemann 2006a; Lüdemann 2006b). Dieses Forschungsdefizit überrascht insbesondere vor dem Hintergrund der hohen Aufmerksamkeit, die dem Konzept des sozialen Kapitals in den letzten Jahren auf kriminalpolitischer Ebene in Deutschland zuteil geworden ist. So wird im Rahmen der kommunalen Kriminalprävention versucht den Bürger stärker in die Aufgabe der Kriminalitätsvorbeugung mit einzu beziehen, wofür exemplarisch etwa die von der Polizei 2004 bundesweit initiierte

---

<sup>4</sup> Für weitere Analysen mit den Chicagoer Befragungsdaten siehe z.B. Morenoff et al. (2001) sowie Sampson und Raudenbush (1999).

Aktion „Vorsicht! Wachsender Nachbar“ genannt werden kann, bei der Bürger insbesondere für das Risiko eines Wohnungseinbruchs sensibilisiert werden sollen.<sup>5</sup> Auch Förderprogramme wie die „Soziale Stadt“ (Walther 2002) zielen auf eine Mobilisierung und Stärkung des sozialen Kapitals innerhalb von Nachbarschaften ab (Lüdemann 2006a). Übergeordnetes Ziel dieses von Bund und Ländern finanzierten Programms ist es, die Lebensbedingungen in sozial benachteiligten und strukturschwachen Stadtteilen zu verbessern und das Image dieser Quartiere aufzuwerten. Darüber hinaus zeigt sich die gestiegene Bedeutung des Bürgers im Bereich der Kriminalitätskontrolle auch in der Gründung so genannter Nachbarschaftswachen, privat organisierter Zusammenschlüsse von Bürgern, die auf freiwilliger und vertrauensvoller Basis Kriminalität in ihrer Nachbarschaft zu verhindern versuchen (ähnlich des aus den USA stammenden Konzeptes „Neighborhood Watch“, vgl. Bennett et al. 2006).<sup>6</sup>

Neben der Eindämmung von Kriminalität, die zwar nach wie vor das primäre Ziel der Kriminalprävention darstellt, hat sich auch die Verbesserung des subjektiven Sicherheitsgefühls in der Bevölkerung als ein eigenständiges Ziel kommunaler Kriminalprävention etabliert (BMI/BMJ 2001: 605f.). Somit besteht die Aufgabe des Staates darin, dafür zu sorgen, „dass die Bürger nicht nur tatsächlich abends auf die Straße gehen können, sondern es auch glauben, dass sie es können“ (Kerner 1986: 155). Die Furcht vor Kriminalität stellt ein sozial- und kriminalpolitisches Problem dar, weil sie die Lebensqualität der Bürger beeinträchtigt (Lüdemann 2006a: 285). So kann Kriminalitätsfurcht hohe individuelle psychische Kosten verursachen, z.B. durch Einbußen in der persönlichen Freiheit, etwa wenn bestimmte Orte gemieden werden oder man die Wohnung bei Dunkelheit nicht mehr verlässt. Dies kann auch auf gesellschaftlicher Ebene negative Auswirkungen haben, etwa wenn infolge steigender Kriminalitätsfurcht der Besuch von Geschäften und Gaststätten abnimmt und diese schließen müssen, was wiederum zu einem

---

<sup>5</sup> Mitte der 1990er Jahre hat ein kriminalpolitischer Paradigmenwechsel hin zur kommunalen Kriminalprävention stattgefunden, mit dem die Auffassung verbunden war, dass Kriminalprävention nicht mehr als eine alleinige Aufgabe des Staates zu gelten hat (vorzugsweise der Polizei und Justiz), sondern dass auch die Bürger eines Gemeinwesens selbst aktiv Kriminalprävention betreiben und Eigenverantwortung für ihre persönliche und die öffentliche Sicherheit übernehmen sollen (Moritz 2001: 76). Das Konzept der Kommunalen Kriminalprävention ist gedanklich stark an die aus den USA stammende Präventionsstrategie des Community Policing angelehnt, bei der auf „eine ‚Aktivierung‘ des Bürgers im Rahmen einer ‚ganzheitlichen‘ und ‚gemeinschaftlichen‘ Konzeption von Sicherheit als eines Kooperationsverbundes von Polizei, Kommune und Bürger“ (van Ooyen 2006: 44) gesetzt wird.

<sup>6</sup> Angemerkt sei an dieser Stelle, dass den Mitgliedern von Nachbarschaftswachen keine weitergehenden rechtlichen Befugnisse zustehen, als anderen Bürger auch (wie z.B. Notwehr). Das Konzept der Nachbarschaftswache sieht vor, dass Bewohner im Falle der Beobachtung verdächtiger Vorkommnisse in ihrer Nachbarschaft nicht selbst einschreiten, sondern die Polizei alarmieren.

vermehrten Gebäudeleerstand, und in einem darauf einsetzenden Feedback-Prozess mit der Kriminalitätsfurcht zu einem fortlaufenden Verfall und Downgrading ganzer Stadtviertel führen kann (Vindevogel 2005).

## 1.1 Gegenstand und Ziele der Arbeit

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Frage, inwieweit die „kollektive Wirksamkeit“ (collective efficacy) als spezifische Dimension des lokalen sozialen Kapitals von Nachbarschaften, einen relevanten Einflussfaktor für das kriminalitätsbezogene (Un-)Sicherheitsempfinden innerhalb von Wohnquartieren darstellt. Wurde der collective efficacy-Ansatz in der bisherigen Forschung zumeist zur Erklärung kriminellen Handelns bzw. zur Erklärung von sozialräumlich variierenden Kriminalitätsraten herangezogen (u.a. Sampson et al. 1997), wird er in der vorliegenden Untersuchung für die Erklärung von personaler Kriminalitätsfurcht adaptiert. Während sich bisherige Studien der Frage nach dem Stellenwert der kollektiven Wirksamkeit für subjektive (Un-)Sicherheitsempfindungen überwiegend unter Bezugnahme auf jeweils nur eine Stadt gewidmet haben, wird die Frage hier im Rahmen eines Städtevergleichs der beiden deutschen Großstädte Wuppertal und Stuttgart untersucht. In Anlehnung an das „most-dissimilar-design“ für Vergleichsstudien (Przeworski/Teune 1970) sind dafür mit Wuppertal und Stuttgart zwei Städte als Untersuchungseinheiten ausgewählt worden, die sich im Hinblick auf ihre sozialstrukturellen, wirtschaftlichen und historischen Voraussetzungen erheblich voneinander unterscheiden: Wuppertal lässt sich dabei alltags-sprachlich als „arme“ Stadt und Stuttgart als „reiche“ Stadt beschreiben (Lau 2013).

Der Städtevergleich dient dem Zweck herauszufinden, ob in Städten mit unterschiedlichen strukturellen Voraussetzungen ähnliche Beziehungen zwischen sozialstrukturellen Merkmalen, kollektiver Wirksamkeit und kriminalitätsbezogenen (Un-)Sicherheitsempfindungen existieren. Auf diese Weise soll der collective efficacy-Ansatz auf seine Generalisierbarkeit in unterschiedlichen städtischen Kontexten hin getestet werden. Darüber hinaus sollen auch die Entstehungsbedingungen der kollektiven Wirksamkeit in konträren städtischen Umwelten untersucht und auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Städten analysiert werden. Als empirische Datenbasis der Untersuchung dient eine 2015 in Wuppertal und Stuttgart durchgeführte schriftlich-postalische Befragung der erwachsenen Wohnbevölkerung (N = 2939), bei der angesichts der weitgehend übereinstimmenden Konzeption und Durchführung in den beiden Städten, von einer hohen Vergleichbarkeit der Befragungsergebnisse auszugehen ist.

Die Mobilisierung und Stärkung des lokalen sozialen Kapitals bildet mittlerweile in vielen Kommunen einen eigenständigen Pfeiler der kommunalen Kriminalprävention (Hermann 2009). Ausgehend von der hohen kriminalpolitischen Relevanz des Konzeptes des sozialen Kapitals und der gleichzeitig mangelhaften empirischen Forschungslage zum *collective efficacy*-Ansatz in Deutschland, soll mit der vorliegenden Arbeit ein Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke geleistet werden. Dabei werden eine Reihe von Untersuchungshypothesen bezüglich der Zusammenhänge zwischen Kontextmerkmalen des Stadtteils (konzentrierte Benachteiligung, residentielle Instabilität, Urbanität und Kriminalitätsbelastung), kollektiver Wirksamkeit und personaler Kriminalitätsfurcht überprüft. Hierfür wird auf das statistische Verfahren der Mehrebenenanalyse (Raudenbush/Bryk 2002; Snijders/Bosker 1999) zurückgegriffen, welches es erlaubt, die Effekte individueller und kontextueller Faktoren simultan und statistisch korrekt in einem gemeinsamen Regressionsmodell zu schätzen.

## 1.2 Gang der Untersuchung und Aufbau der Arbeit

Zu Beginn dieser Untersuchung sollen in *Kapitel 2* die methodischen Grundlagen beschrieben werden. Dabei wird erklärt, was in der sozialökologischen Forschung unter einem Kontexteffekt verstanden wird. Ferner wird dargestellt, welchen Mehrwert eine städtevergleichende Untersuchung gegenüber der singulären Untersuchung nur einer Stadt hat. In *Kapitel 3* werden die theoretischen Grundlagen der Untersuchung erörtert. Eingangs wird dabei der Begriff der Kriminalitätsfurcht unter Berücksichtigung seiner unterschiedlichen Dimensionen definiert. Daraufhin werden die breitere Theorie des sozialen Kapitals sowie der darin zu verortende *collective efficacy*-Ansatz vorgestellt, dessen städtevergleichende empirische Überprüfung im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht. Beide Ansätze werden hier zur Erklärung von Kriminalitätsfurcht herangezogen und dahingehend präzisiert. Anschließend werden die grundlegenden Annahmen verschiedener weiterer Theorieansätze zur Erklärung von Kriminalitätsfurcht dargelegt, zum einen um den multikausalen Entstehungszusammenhang von Kriminalitätsfurcht deutlich zu machen, und zum anderen um die theoretische Bedeutung zentraler Kontrollvariablen herauszustellen.

*Kapitel 4* gibt einen Überblick über den aktuellen empirischen Forschungsstand zu den Entstehungsbedingungen der personalen Kriminalitätsfurcht und der kollektiven Wirksamkeit. In *Kapitel 5* werden die Untersuchungsstädte Wuppertal und Stuttgart im Hinblick auf ihre wirtschaftlichen und sozialstrukturellen Voraussetzungen sowie das polizeilich registrierte Kriminalitätsaufkommen in den Städten beschrieben. Auf der Grundlage des theoretischen und empirischen For-

schungsstandes wird in *Kapitel 6* ein theoretisches Zusammenhangsmodell zwischen kollektiver Wirksamkeit und Kriminalitätsfurcht erstellt, in das sowohl Erklärungsfaktoren auf der Individualebene der Bewohner (Mikroebene) als auch auf der Kontextebene des Stadtteils (Makroebene) mit einbezogen werden. Aus dem dabei formulierten Theoriemodell werden anschließend die forschungsleitenden Hypothesen abgeleitet, die später anhand von empirischen Daten für Wuppertal und Stuttgart auf ihre Gültigkeit in der Realität getestet werden.

Der empirische Teil der Untersuchung beginnt in *Kapitel 7*, in welchem die Methoden der Datenerhebung beschrieben werden. Die Basis bildet dabei eine schriftlich-postalische Bewohnerbefragung. Zusätzlich werden aber auch amtliche Strukturdaten und Daten der polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) herangezogen. Zunächst wird ein kurzer Überblick über das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderte Forschungsprojekt „Aspekte einer gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt“ (VERSS) gegeben, das die Grundlage der vorliegenden Arbeit bildet. Anschließend wird auf die Konzeption und Durchführung der schriftlichen Bewohnerbefragung eingegangen. Dabei werden das Erhebungsinstrument, die Stichprobenkonstruktion und die realisierte Stichprobe beschrieben. In *Kapitel 8* werden die zur empirischen Datenanalyse eingesetzten statistischen (multivariaten) Verfahren erklärt. Da in der vorliegenden Untersuchung neben Variablen auf der Individualebene auch Kontextvariablen berücksichtigt werden (z.B. Anteil der Sozialhilfeempfänger im Stadtteil, Fluktuation, Bevölkerungsdichte), wird zur Überprüfung der Hypothesen das statistische Verfahren der Mehrebenenanalyse eingesetzt, welches die Analyse hierarchischer Datenstrukturen erlaubt (Raudenbush/Bryk 2002; Snijders/Bosker 1999). Vor der Durchführung der Mehrebenenanalysen werden die zur Operationalisierung der theoretischen Konstrukte eingesetzten Itemskalen mithilfe von konfirmatorischen Mehrgruppen-Faktorenanalysen (Multigroup Confirmatory Factor Analysis) auf das Vorliegen von Messinvarianz zwischen den Untersuchungsstädten überprüft, um auf diese Weise die Vergleichbarkeit der Befragungsergebnisse zwischen den Städten sicherzustellen.

In *Kapitel 9* werden alle abhängigen (zu erklärenden) und unabhängigen (erklärenden) Variablen in dieser Untersuchung bezüglich ihrer Operationalisierung und ihrer deskriptiven Statistik in den beiden Städten vorgestellt. Die Messinvarianzprüfung stellt dabei ebenfalls einen Bestandteil der Operationalisierung dar. Die zentrale abhängige Variable ist die personale Kriminalitätsfurcht, die auf der Individualebene separat für die affektive, kognitive und konative Dimension betrachtet wird. Die zentrale unabhängige Variable zur Erklärung der Kriminalitätsfurcht ist die kollektive Wirksamkeit der Nachbarschaft, die in dieser Untersuchung ähnlich wie im Konzept von Sampson et al. (1997) über zwei Itemskalen zum lokalen Sozialkapital gemessen wird: 1. soziale Kohäsion und Vertrauen und 2. informelle Sozialkontrolle. Anders als im Konzept von Sampson werden die beiden Skalen

hier jedoch nicht zu einer gemeinsamen collective efficacy-Skala zusammengefasst, sondern als getrennte Konstrukte behandelt (siehe dazu die Erläuterungen in Kapitel 9.2.1.). In *Kapitel 10* werden die Mehrebenenanalysen durchgeführt. Hierbei werden zuerst zwei Mehrebenenmodelle zu den Einflussfaktoren auf die beiden Teilkomponenten der kollektiven Wirksamkeit berechnet (soziale Kohäsion/Vertrauen und informelle Sozialkontrolle). Anschließend werden Mehrebenenmodelle zum Einfluss der kollektiven Wirksamkeit auf die verschiedenen Dimensionen der Kriminalitätsfurcht geschätzt. Die Mehrebenenanalysen werden jeweils separat für Wuppertal und Stuttgart durchgeführt, um so die ermittelten Variablenzusammenhänge zwischen den Städten vergleichen zu können. In *Kapitel 11* werden die Ergebnisse der Untersuchung diskutiert und es wird ein Fazit gezogen. Zum Schluss werden Kritikpunkte an der Studie genannt und es wird ein Ausblick für die zukünftige Forschung gegeben.

## 2 Methodische Vorüberlegungen



### 2.1 Was sind Kontexteffekte?

Die Frage, ob und in welcher Weise individuelle Wahrnehmungen, Handlungen und Lebenslagen von den Bedingungen des sozialräumlichen Umfeldes abhängen, ist eine der zentralen Fragen der Soziologie (Nonnenmacher 2007: 493). Kontexteffekte bezeichnen dabei die Idee, dass der Sozialraum<sup>7</sup> einen eigenständigen Effekt auf Menschen ausübt, über die soziodemografischen und psychologischen Charakteristika der Personen, die sich in ihm aufhalten, hinaus. Neben Wirkungen auf kriminalitätsbezogene Probleme, wurde in empirischen Studien ein Einfluss der sozialräumlichen Wohnumgebung z.B. auch auf soziale Einstellungen wie Vertrauen (Traummüller 2011), Werte und Normen (Friedrichs/Blasius 2000), soziale Exklusion (Häußermann/Kronauer 2009), Bildungserfolg (Ditton 2014), Arbeitsmarktintegration (Buck 2001) und Gesundheit (Depressionen und Alkoholismus) (Hill/Angel 2005) festgestellt.

Der Gedanke, dass soziale Probleme durch die Bedingungen urbaner Kontexte erklärt werden können, wurde in der Stadt- und Kriminalsoziologie erstmals in den theoretischen und empirischen Arbeiten der frühen Chicagoer Schule aufgegriffen (Park et al. 1925; Shaw/McKay (1969[1942])). In der Studie „Juvenile Delinquency and Urban Areas“ (1969[1942]) haben Shaw und McKay Anfang des 20. Jahrhunderts anhand von offiziellen Gerichts- und Registerdaten untersucht, in welchen Stadtteilen Chicagos prozentual gesehen mehr bzw. weniger delinquente Jugendliche wohnen. In ihrer Auswertung über einen Zeitraum von 67 Jahren (1900 bis 1966) zeigte sich dabei eine deutliche Ungleichverteilung der Wohnstandorte von delinquenten Jugendlichen im Stadtgebiet. In Einklang mit dem Zonenmodell (Park et al. 1925)<sup>8</sup> waren in Stadtteilen in Zentrumsnähe (der sogenannten „Zone of Transition“) deutlich höhere Delinquenzraten festzustellen als in den

---

<sup>7</sup> Der Begriff des „Sozialraums“ bezieht sich dabei nicht in erster Linie auf physisch materielle Raumeinheiten, wie etwa Gebäude, Straßen oder Stadtteile, sondern auf den gesellschaftlichen Raum, d.h. auf die von den Menschen durch ihr Handeln konstruierten Räume der Beziehungen und Interaktionen und der sozialen Verhältnisse (Kessl/Reutlinger 2010: 25). Im Rahmen dieser Untersuchung stellen Wohngebiete die sozialräumliche Untersuchungseinheit zur Untersuchung von Kontexteffekten dar. Raumeinheiten in vergleichbarer Größenordnung finden sich in der Forschungsliteratur auch unter Begriffen wie Stadtbezirk, Stadtteil, Stadtviertel, Stadtquartier, Nachbarschaft, lokale Gemeinschaft oder Community. Wenngleich mit ihnen zum Teil unterschiedlich große Gebietseinheiten angesprochen werden, werden sie in dieser Untersuchung, sofern kein expliziter Hinweis erfolgt, synonym verwendet.

<sup>8</sup> Das Zonenmodell beschreibt am Beispiel der Stadtstruktur Chicagos die Einteilung von Städten in

Randgebieten der Stadt. Dieses Muster blieb über viele Jahre hinweg stabil, woraus die Autoren den Schluss ableiteten, dass die von ihnen identifizierten Delinquenzgebiete („Delinquency Areas“) abweichendes Verhalten unabhängig von den Personen(-gruppen), die sich in ihnen aufhalten, produzieren müssen. Bei genauerer Betrachtung der höherbelasteten Stadtteile zeigte sich, dass diese drei strukturelle Merkmale aufwiesen, unter deren Voraussetzung Kriminalität besonders gut zu gedeihen schien, und zwar hohe Armut, hohe ethnische Heterogenität und hohe residentielle Instabilität.

Hierauf aufbauend formulierten Shaw und McKay die Theorie der sozialen Desorganisation. Die Kernaussage dieser Theorie ist, dass Einwohner in städtischen Gebieten, in denen ein hoher Anteil der Bevölkerung arm ist, in denen viele unterschiedliche Nationen leben oder in denen die Einwohnerschaft aufgrund von permanenten Fort- und Zuzügen einem ständigen Wechsel unterliegt, nicht dazu in der Lage sind, Netzwerke sozialer Beziehungen untereinander aufzubauen; ursächlich hierfür seien u.a. Sprachbarrieren der Bewohner und die Flüchtigkeit sozialer Beziehungen in stark fluktuierenden Nachbarschaften (Hanslmaier 2014: 363; Oberwittler 2013: 7). Der Mangel an sozialen Bindungen führt zu einer geschwächten informellen sozialen Kontrolle der (erwachsenen) Wohnbevölkerung über Jugendliche, sodass delinquentes Verhalten in diesen Stadtgebieten eher als Verhaltensoption in Betracht gezogen wird, als in Gebieten, in denen eine hohe soziale Kontrolle vorherrscht.<sup>9</sup> Aus der Perspektive der Desorganisationstheorie wird städtischen Räumen damit eine eigenständige kausale Bedeutung für die Entstehung von Kriminalität zugewiesen, unabhängig von der Rolle der Individuen, die sich in ihnen aufhalten.

Im klassischen Desorganisationsansatz und dessen späteren theoretischen Fortführungen (Bursik 1999; Bursik/Grasmick 1993; Sampson/Groves 1989; Sampson et al. 1997) wird angenommen, dass geografische Raumeinheiten kollektive Merkmale (Kontextmerkmale) besitzen, „die sich entweder aus der sozialen Zusammensetzung und den wechselseitigen Beziehungen der Menschen, die sich in ihnen aufhalten, entwickeln, oder sich aus physischen und städtebaulichen Eigenschaften, der geographischen Lage, der Verkehrswege usw. ergeben“ (Oberwittler 2013: 46). Dies entspricht der Vorstellung der „Emergenz“ kollektiver Eigenschaften aus einer Menge individueller Handlungen, welche einen Kernaspekt des Makro-Mikro-Makro-Modells nach Coleman und Boudon darstellt (Boudon 1998; Coleman 1987, 1988, 1990; Esser 1991, 1993, 1999). Der allgemeine Anspruch

---

verschiedene Zonen, wobei diese sich in Form von konzentrischen Kreisen um den Stadtkern anordnen und sich sowohl hinsichtlich ihrer Funktion (z.B. Geschäftszentrum oder Wohnviertel) als auch im Hinblick auf ihre strukturelle Bevölkerungszusammensetzung erheblich voneinander unterscheiden. Im Zonenmodell wird angenommen, dass das Delinquenzaufkommen vom Stadtkern aus gesehen nach außen hin von Zone zu Zone abnimmt.

<sup>9</sup> Siehe dazu auch die kontrolltheoretische Interpretation des Ansatzes von Shaw und McKay durch Kornhauser (1978).

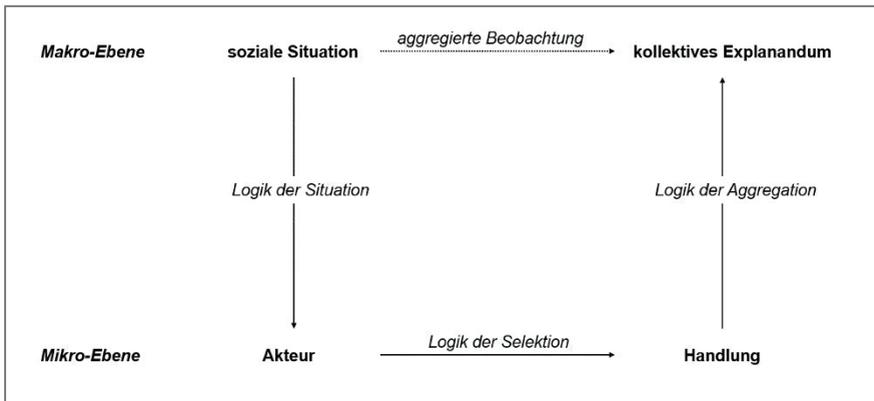
dieses Modells besteht in der kausalen Erklärung von kollektiven Phänomenen auf der Makroebene, wozu etwa auch das Kriminalitätsaufkommen oder das durchschnittliche Niveau der Kriminalitätsfurcht im Stadtteil gezählt werden können.<sup>10</sup> Das zu erklärende Phänomen auf der Makroebene (kollektives Explanandum, Abbildung 1) setzt sich dabei als eine aggregierte Wirkung aus den Handlungen (Wahrnehmungen, Einstellungen) von Individuen zusammen (Mikro-Makro-Verbindung, Abbildung 1) und wird über den Mechanismus (oder die Logik) der Aggregation erklärt (Hedström/Swedberg 1998). Der Vorstellung von Kontextmerkmalen liegt dabei die Annahme zugrunde, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Haben diese kollektiven Eigenschaften auf der Makroebene wiederum einen Einfluss auf das individuelle Handeln (bzw. die Wahrnehmungen oder Einstellungen) von Menschen (Makro-Mikro-Verbindung), dann entspricht dies dem Mechanismus (oder der Logik) der Situation.

Für Kontextmerkmale zeigen sich in empirischen Studien zwar meistens deutlich geringere Effektstärken als für Einflussfaktoren auf der Individualebene, dennoch sollte man ihre Relevanz nicht gering schätzen. Insbesondere bezogen auf die Furcht vor Kriminalität fällt der Anteil der Varianz auf der Stadtviertelebene an der Gesamtvarianz z.B. in Hamburg mit 12% (Lüdemann 2006a) oder in Köln und Freiburg mit 18,5% (Oberwittler 2008) recht hoch aus (gemessen durch den Standardindikator). Vor diesem Hintergrund soll auch in der vorliegenden Untersuchung der Möglichkeit Rechnung getragen werden, dass Stadtteile einen eigenständigen Einfluss auf die Kriminalitätsfurcht der Bewohner haben, was mithilfe des statistischen Verfahrens der Mehrebenenanalyse überprüft wird. Selbst dann, wenn das Forschungsinteresse allein den individuellen Einflussfaktoren auf ein Phänomen gilt, würde eine Vernachlässigung der Kontextebene bei Bestehen von Kontexteffekten zu einer groben Fehlspezifikation und folglich zu verfälschten Ergebnissen führen (siehe dazu genauer Kapitel 8.1.).

---

<sup>10</sup> Im Rahmen des Makro-Mikro-Modells wird davon ausgegangen, dass Zusammenhänge auf der Makroebene grundsätzlich über die Mikroebene der Individuen vermittelt werden. Nur Individuen können handeln (denken und fühlen) und damit die Auswirkungen sozialer Strukturen auf die Kontextebene zurück transportieren, niemals Kontexte selbst (siehe dazu Esser 1999: 101f.). Eine soziologische Erklärung, die ausschließlich auf der Makroebene verhaftet bleibt, müsse notwendigerweise unvollständig bleiben, da sie die Bedeutung der Individuen für die Entstehung sozialer Phänomene ignoriert.

Abbildung 1: Grundmodell soziologischer Erklärung (eigene Darstellung nach Esser 1993: 98)



## 2.2 Welchen Mehrwert haben städtevergleichende Untersuchungen?

Die komparative Forschungsmethode (Beckers et al. 2010) beinhaltet einen systematischen und theoretisch fundierten Vergleich von Ergebnissen in zwei oder mehreren Ländern, Städten, Orten oder Kulturen o.ä. (Bierne 1997). Die „vergleichende Methode“ hat eine lange Tradition, die bis auf den französischen Soziologen Émile Durkheim zurückgeht (Durkheim 1984). Dieser bezeichnete sie auch als „Methode des indirekten Experimentierens“ (1984: 205), die ihm zufolge als Äquivalent für die experimentelle Methode der Naturwissenschaften gelten sollte. Anders als beim naturwissenschaftlichen Experiment lassen sich in der Soziologie die Sachverhalte (Untersuchungsbedingungen) nicht durch einen Experimentator manipulieren. Durch die vergleichende Methode ist es dennoch möglich Kausalbeziehungen zwischen sozialen Phänomenen zu identifizieren, indem bei ihr Zeit und Raum als kontrollierende Variablen berücksichtigt werden und sich dadurch generalisierbare Aussagen treffen lassen (Beckers/Rosar 2010: 13). Ein besonderer Vorteil der komparativen Forschung wird darin gesehen, dass sich mit ihr Limitationen in der Anwendbarkeit von Theorien in unterschiedlichen Kontexten aufdecken lassen, was ggf. zur Weiterentwicklung theoretischer Ansätze beitragen kann (Leavitt 1990; McClintock/Wikström 1992; Nelken 1997). Komparativen Studien liegt dabei je nach Fragestellung ein „most-similar-design“ oder ein „most-dissimilar-design“ zugrunde (Przeworski/Teune 1970), gelegentlich auch Mischformen beider Ansätze (Rosar/Klein 2010). Beim „most-similar-design“

(z.B. Westfelt/Estrada 2005) ähneln oder gleichen sich die zu vergleichenden Analyseeinheiten hinsichtlich möglichst vieler Faktoren, während sie sich in einem Merkmal deutlich voneinander unterscheiden. Beim „most-dissimilar-design“ (z.B. McFarlane 2010), das dem Städtevergleich in dieser Untersuchung zugrunde liegt, unterscheiden sich die Analyseeinheiten hinsichtlich möglichst vieler Faktoren.

Im Rahmen dieser Untersuchung wird ein Städtevergleich durchgeführt, um auf diese Weise den collective efficacy-Ansatz auf seine Generalisierbarkeit in unterschiedlichen städtischen Kontexten hin zu überprüfen. Die von Sampson et al. (1997) im Rahmen ihres Ansatzes formulierten theoretischen Annahmen richten sich dabei auf Städte im Allgemeinen, unabhängig von deren strukturellen und kulturellen Eigenschaften, womit sie den Anspruch auf Allgemeingültigkeit implizieren. Angesichts des unterschiedlichen Wohlstandsniveaus der Untersuchungsstädte könnte angenommen werden, dass das nachbarschaftliche Miteinander in Wuppertal stärker von Armut und sozialer Ungleichheit geprägt ist, als dies im wohlhabenden Stuttgart der Fall ist. Strukturelle und kulturelle Unterschiede zwischen Städten sind aus theoretischer Sicht interessant, weil sie darauf hindeuten, dass Nachbarschaftsprobleme (z.B. Kriminalität und Unordnung) von den Bewohnern jeweils auf unterschiedliche Weise wahrgenommen werden und in unterschiedlicher Art und Weise versucht wird, etwas gegen sie zu unternehmen (Fay-Ramirez 2014: 4). Tatsächlich konnte in verschiedenen länderübergreifenden Studien eine gewaltpräventive Wirkung der collective efficacy in Städten mit konträreren strukturellen Bedingungen festgestellt werden, so etwa in Chicago und Stockholm (Sampson/Wikström 2007) als auch in Seattle und Brisbane (Fay-Ramirez 2014). Im Hinblick auf das Sicherheitsgefühl liegen bislang jedoch mit Ausnahme einer US-amerikanischen Studie (Gibson et al. 2002) noch keine städtevergleichenden Untersuchungen vor, sodass hier besonderer Forschungsbedarf besteht.

Hinzu kommt, dass sich die meisten Studien zur collective efficacy nach wie vor auf die Stadt Chicago (auf Daten des PHDCN) beziehen, die durch ein sehr hohes Ausmaß an sozialräumlicher Segregation gekennzeichnet ist. Unter sozialräumlicher Segregation wird die ungleiche Verteilung von Wohnstandorten verschiedener sich nach sozio-ökonomischen und/oder ethnisch-kulturellen Merkmalen voneinander unterscheidenden Gruppen im Stadtraum verstanden (Farwick 2007; Häußermann/Siebel 2004). Ein ebenso hohes Niveau der Segregation und Kriminalität wie in Chicago lässt sich kaum in anderen US-amerikanischen Städten wiederfinden, noch ist es in Städten außerhalb der USA üblicherweise der Fall; eine Ausnahme bilden in dieser Hinsicht z.B. einige Länder Lateinamerikas (Kubrin/Weitzer 2003). Auch die Zielstädte in dieser Untersuchung sind nicht unmittelbar mit Chicago vergleichbar, wengleich auch in ihnen die sozialräumliche Segregation insbesondere in Wuppertal ein nie gekanntes Niveau erreicht hat

(Buhse 2012).<sup>11</sup> Ließe sich der collective efficacy-Ansatz auch in Städten mit einem geringeren Ausmaß an Segregation als in Chicago bestätigen, würde dies somit einen wichtigen Erkenntniszugewinn darstellen (Fay-Ramirez 2014: 8).

Mit dem Vergleich unterschiedlicher Städte sind jedoch meist auch einige Schwierigkeiten verbunden. Ein grundsätzliches Problem besteht etwa darin, eine vergleichbare empirische Datenbasis sicherzustellen. Ein punktueller Vergleich von Forschungsergebnissen zwischen Städten wird z.B. erschwert, wenn die interessierenden theoretischen Konstrukte in den Städten auf unterschiedliche Weise gemessen worden sind (Fay-Ramirez 2014: 7). Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass man in der Regel auf die räumliche Struktur der amtlichen Verwaltungseinheiten (Stadtbezirke, -viertel etc.) angewiesen ist, die von Stadt zu Stadt unterschiedlich definiert sind und welche die Siedlungs- und Sozialstruktur sowie das subjektive Empfinden der Bewohner in Bezug auf ihre Wohnumgebung unterschiedlich gut treffen (Oberwittler 2003a: 5).

---

<sup>11</sup> Zwar finden sich in deutschen Großstädten bislang keine mit den „Schwarzen-Ghettos“ in Chicago vergleichbaren Stadtviertel, in denen sich „die Härte der Ausgrenzung aus rassistischer Diskriminierung, fehlenden sozialstaatlichen Sicherungen und strikt marktförmiger Wohnungsversorgung ergibt“ (Häußermann/Kronauer 2009: 163). Allerdings hat sich infolge des sozioökonomischen Strukturwandels von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft seit den 1970er Jahren auch in deutschen Großstädten die soziale Ungleichheit innerhalb der Bevölkerung deutlich verschärft (Einkommen, Bildung etc.) (Farwick 2007). Wachsende Einkommensdisparitäten, steigende Arbeitslosigkeit und Armut zeigen sich dabei auch räumlich in Form von sozialer Segregation. In vielen (deutschen) Großstädten ist es zu einer Spaltung in benachteiligte und wohlhabende Stadtviertel gekommen, was über den Begriff der sozial-räumlichen Polarisierung beschrieben wird (Kronauer/Siebel 2013). Prozesse der Gentrifizierung (u.a. bauliche Aufwertung und steigende Mietpreise) sowie die mit ihnen einhergehende Verdrängung einkommensschwacher Haushalte aus ihren ursprünglichen Wohnquartieren treiben die Polarisierung innerhalb von Städten nach wie vor weiter voran (Holm 2014: 103).

# 3 Theoretische Grundlagen der Untersuchung



## 3.1 Kriminalitätsfurcht als mehrdimensionales Konstrukt

Zur Erfassung der Furcht der Bürger vor Kriminalität werden in der Literatur zahlreiche Vorschläge gemacht, wie z.B. „Kriminalitätsfurcht“, „Verbrechensangst“, oder „kriminalitätsbezogene Unsicherheitswahrnehmungen, -gefühle, und -empfindungen“, sodass diesbezüglich schon früh von „terminologischer Anarchie“ (Warr 1987: 29) gesprochen wurde.<sup>12</sup> In der Kriminologie herrscht mittlerweile Einigkeit darüber, dass Kriminalitätsfurcht ein mehrdimensionales Gefüge verschiedener kriminalitätsbezogener Einstellungen darstellt (Ziegleder et al. 2011: 28), welches sich nicht alleine durch ein einzelnes Item umfassend operationalisieren lässt (Farrall et al. 1997; Ferraro/LaGrange 1987; Skogan/Maxfield 1981). Als erste Unterscheidungsstufe gilt gemeinhin die Unterteilung in soziale und personale Kriminalitätseinstellungen (Boers 1991; Louis-Guérin 1984; Reuband 2009; Skogan 1993). Die soziale Dimension der Kriminalitätseinstellung umfasst primär die Wahrnehmung von Kriminalität als gesellschaftlichem Problem und zielt vor allem auf die Frage ab, in welchem Maße Bürger „die Gesellschaft als durch Kriminalität bedroht bzw. von Kriminalität gekennzeichnet wahrnehmen, inwieweit sie sich Sorgen um die Entwicklung der Inneren Sicherheit machen und wie sie die politische Relevanz des Themas Innere Sicherheit und Kriminalität einschätzen“ (BMI/BMJ 2006: 490). Personale Kriminalitätseinstellungen beziehen sich hingegen auf die Sorgen und Ängste der Bürger, selbst persönlich bedroht zu sein, Opfer von Kriminalität werden zu können. Im Vordergrund stehen dabei weniger einzelne situationsspezifische Episoden oder Interaktionen, in denen man Furcht empfindet<sup>13</sup>, als vielmehr die Frage, inwieweit das persönliche Alltagsleben von kriminalitätsbezogenen Ängsten gekennzeichnet ist (BMI/BMJ 2006: 485).

In Anlehnung an die sozialpsychologische Einstellungsforschung (Ajzen 1989; Rosenberg/Hovland 1960) wird in der Kriminologie häufig zwischen einer gefühlsbezogenen (emotional-affektiven), einer verstandsbezogenen (kognitiven) und einer verhaltensbezogenen (konativen) Dimension der personalen Kriminalitätseinstellung unterschieden (Boers 1991; Skogan 1993; erstmals durch Schwind et al. 1978). Dieser Differenzierung zufolge wird die Furcht vor Kriminalität in

---

<sup>12</sup> Die entsprechenden Begriffe werden in dieser Untersuchung synonym verwendet (u.a. Hirtenlehner/Hummelsheim 2015: 459).

<sup>13</sup> Zum situationsspezifischen Furchtempfinden vgl. das aus der Psychologie stammende State-Trait-Modell der Angst von Spielberger (1972).

ihrem ursprünglichen Wortsinn vor allem durch die affektive Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen abgebildet. Die kognitive Dimension bezieht sich demgegenüber auf die Einschätzung des persönlichen Viktimisierungsrisikos und die konative Dimension auf kriminalitätsbezogenes Verhalten in Form von Schutz- und Vermeidehandlungen. Empirische Studien haben vielfach gezeigt, dass durch die drei Dimensionen jeweils unterschiedliche Aspekte der Furcht vor Kriminalität erfasst werden (Boers 1991; Ferraro 1995; Frevel 1999; Hohage 2004; Ho/McKean 2004; LaGrange et al. 1992; Reuband 2000a; Wilcox Rountree/Land 1996b; Wyant 2008), die jedoch miteinander in Beziehung stehen. Das spezifische Verhältnis der drei Dimensionen ist bislang jedoch umstritten (LKA 2015: 82).

### 3.1.1 *Affektive Dimension*

Die affektive Dimension der personalen Kriminalitätsfurcht bezieht sich auf das allgemeine Unsicherheitsgefühl in Bezug auf Kriminalität und stellt somit den eigentlichen Kern des Begriffs der Kriminalitätsfurcht dar (Noack 2015: 181). Unter dieser Komponente werden alle emotionalen (eben affektiven) Furchtreaktionen gegenüber den als bedrohlich empfundenen Erscheinungsformen von Kriminalität gefasst: „Die Furcht vor Belästigungen und Verbrechen beim nächtlichen Gang durch das Wohnviertel, das mulmige Gefühl, dass die Wohnung während des Urlaubs von Einbrechern heimgesucht wird und die Angst der Eltern, wenn ihr Kind alleine unterwegs ist und nicht pünktlich heimkommt“ (Frevel 2003: 324). Laut Boers (1991) steht die aus Emotionen bestehende Kriminalitätsfurcht mit zwei kognitiven Bewertungsprozessen in Zusammenhang, nämlich mit der Bewertung einer Situation als gefahrenvoll und der Bewertung der persönlichen Fähigkeit, eine solche Situation bewältigen zu können („Coping-Fähigkeiten“).<sup>14</sup> Im Rahmen solcher Bewertungsprozesse können u.a. auch Ängste, die von persönlichen Erfahrungen herrühren (wie z.B. Verlusten oder Misserfolgen), eine Rolle spielen. Die Bewertung der eigenen Bewältigungsressourcen und -fähigkeiten mündet dabei in einer Einschätzung der eigenen „Verletzbarkeit“ („Vulnerabilität“) im Falle einer Opferwerdung, die wiederum das Unsicherheitsempfinden beeinflusst (Boers/Kurz 1997; Gabriel/Greve 2003) (zum Konzept der Vulnerabilität siehe genauer Kapitel 4.2.).

---

<sup>14</sup> Siehe dazu auch das Interaktive Verständnismodell der Kriminalitätseinstellungen von Boers (u.a. Boers 1991, 1993, 2002; Boers/Kurz 1997).

### 3.1.2 *Kognitive Dimension*

Die kognitive Dimension der personalen Kriminalitätsfurcht betrifft die Wahrnehmung und Einschätzung des persönlichen Risikos, Opfer einer Straftat zu werden, sowohl bezogen auf verschiedene Lokalitäten als auch auf verschiedene Delikte. Die Einschätzung des persönlichen Viktimisierungsrisikos wird dabei als konstitutiv für Kriminalitätsfurcht betrachtet (Boers 1991, 2002; Wetzels et al. 1995: 205). So äußern Greve und Kollegen (1996: 44): „Eine Person, die sicher ist, dass sie persönlich niemals Opfer eines bestimmten Delikts werden kann, wird davor auch keine Angst haben.“ Auch in empirischen Studien erwies sich die Risikoperzeption häufig als einer der stärksten Bedingungsfaktoren für die Herausbildung von Kriminalitätsfurcht (Ferguson/Mindel 2007; Ferraro 1995; LaGrange et al. 1992; Nonnenmacher 2007; Sessar et al. 2004). Andererseits darf die Risikoperzeption auch nicht als alleiniger Maßstab für Kriminalitätsfurcht betrachtet werden, da bei deren Entstehung auch noch andere Prozesse eine Rolle spielen können, wie etwa die persönlichen Coping-Fähigkeiten (Reuband 2009: 235). Bals (2004: 57) weist vor dem Hintergrund der in einigen Studien nur schwach ausgeprägten Effekte der Risikoperzeption auf die Kriminalitätsfurcht außerdem darauf hin, dass Menschen offensichtlich auch Gefahren wahrnehmen können, ohne dass sie sich zwangsläufig davor fürchten müssen. Auch die entgegengesetzte Wirkungsrichtung von Kriminalitätsfurcht auf Risikowahrnehmung ist vorstellbar, d.h. möglicherweise gehen furchtsame Menschen eher von gesteigerter Kriminalität und damit einem höheren Viktimisierungsrisiko aus als Menschen, die keine oder nur sehr wenig Kriminalitätsfurcht zeigen (Bals 2004: 57). Da Kriminalität nicht als solche in der Lebenswirklichkeit existiert, sondern nur in Gestalt von bestimmten Verhaltensweisen oder Delikten auftritt, bezieht sich die Messung der Risikoperzeption auf konkrete Delikte und wird daher auch als spezifische Kriminalitätsfurcht bezeichnet (BMI/BMJ 2006: 505).

### 3.1.3 *Konative Dimension*

Die konative Dimension der personalen Kriminalitätsfurcht steht für das Schutz- und Vermeidungsverhalten, welches eine Reaktion auf Unsicherheitsgefühle oder Viktimisierungserwartungen sein kann. Dabei wird zum einen nach Sicherheitsvorkehrungen gefragt, welche den Haushalt oder das Eigentum gegen Viktimisierungen schützen sollen (z.B. Alarmanlagen, Beleuchtungssysteme etc.) sowie zum anderen nach Vermeidehandlungen, wie etwa dem Fernbleiben von bestimmten Orten oder Personen, wenn diese als besonders unsicher oder gefährlich eingestuft werden (Gerber et al. 2010: 143ff.). Die konative Dimension gründet auf der Annahme, dass sich Furcht im Verhalten niederschlägt (Lazarus/Lazarus 1994) und sich Verhaltensmaße damit besonders gut zur Erfassung von Kriminalitätsfurcht